BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sammlung
der
Lieblingsdichter
Deutschlands.

Vierzehntes Bändchen:
Gellerts Fabeln. Erstes Bändchen.

Köln,
bei Heinr. Rommerskirchen.
1801.

Fabeln

und

Erzählungen

von

Christian Fürchtegott Gellert.

Erstes Bändchen.

Köln,
bei Heinr. Rommerskirchen.
1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gellerts Fabeln.

Erstes Buch.

Die
Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler
Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend
Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht gnug be-
wundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg, im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing, ich nur.
So bald sie nicht gebeut, so hör, ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!„
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Betraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin!

Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts kluges singen kann.

— — —

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Star kömmt, und kaum ist Star erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Mitne nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brodt ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;

Allein anstatt, wie er, zu gehn:
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang danieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

— — —

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weis den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreyt: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den dreyfach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders seyn?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er
was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen
hat.
Ein weisser Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt
es sich.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heisse Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreyen:
Was sehn wir? Sind der Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bey der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor
Vergnügen.

Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und
Geist verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

— — —

Was mit dem Hute sich noch ferner
zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu; er selbst, der
Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen zieh
Es gieng dem Hute fast, wie der Phi-
losophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn,
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten,
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.

Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rothe Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage,
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen,
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverei erdacht.

— — —

Was wünscht man nicht bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen;
Und, seiner Freiheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverei.

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lager-
statt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dieß Gebet so eifrig
nicht gemeynt,
Verliebt und jung zu seyn, und um den
Tod zu flehen;
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der grösten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins
Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn
Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;

Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu
lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen
Tod betrüben!

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer
Zärtlichkeit.
Sie dauren beide kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von
dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses wür-
dig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus, nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem
kleinen Kinn.
Zu Flügeln werden ihre Hände;

Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja, Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.

Wie schön hör' ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht?

Sie hat, als Chloris, schon oft über
nichts gelacht.

Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich
geübt,
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre
Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu
geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zu Chloris wieder
werden.

Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit
wieder geben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Nei-
gung leben.

O! wenn sich nur die Göttinn nicht
entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach, Göttin, ach! wie zahlreich wird
auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen
sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes
Gesicht.
O liebe Venus, thu' es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Glie-
derkränkheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,

Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befrein.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch
Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bei früher
Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreimal die Hand, dreimal die Schenkel
netzen:
Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte
sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein
Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar,
sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Es war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;

„Und daß man viel mit wenig Worten
sagt:
„Er ists, den Kirch' und Schul', und
Stadt und Land beklagt."

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes
Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses Frommen Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben
sey?

Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt' ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?

Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit' ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft' ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren;
So wünscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.

So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor= bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:

Ich diene gern mit meinen Gaben!,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie
vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang' er stille
steht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde.
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf
der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf
der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt er für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand,
Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füßen.

Er gieng, ein jeder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehn,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht, genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

— — —

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

Inkle

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst
gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde
Fluten fährt:
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut,
das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis
zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche
Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen
auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner
Jugend;
Denn Handeln war sein Witz, und Rechnen
seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir
durch Schwerdt bekehrt,

Das wir das Christenthum, und unsern
Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem
Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar
glückt es ihm am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wil-
den Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer ent-
kommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur
Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Be-
schirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit ver-
wirrtem Sinn,
Der Britte sich zuletzt bei einem Baume
hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewis-
sem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das
Leben nehmen.
Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein
schüchtern Ohr.

Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dies Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe,

Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen redt dies Paar, durch Mienen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speißt sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt' ihm einen Quell, vom Durst sich zu befreyn,
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren.
Und schien verwundrungsvoll, daß sie so lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt; so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!

Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern pralen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne.

Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid' ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter buntes Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;

Sie sieht ein Schiff am Strand, und
läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr
Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an sei-
ner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff
im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in
London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem
Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *); doch die-
ses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal
überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmanns-
geist erwachte.

*) Barbados ist eine von den caraibischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben.

Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führet Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! Er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.

Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher
anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier
spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißet
Yariko!

— — —

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich
gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welt-
theil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte
Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit
Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen
Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem
Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey
der Glieder Reiz,

Das beste Herz besaß, verhandelst du
aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich
um deinen Namen;
Nie wird es möglich seyn, dein Laster
nachzuahmen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsren
Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme
Schall.“
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“

Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält,
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weissen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern
allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm
sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch
nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an
zu schauern;
Er konnt' es länger nicht, als einen Auf-
tritt, dauern;
Denn, eh' der Andre kam, so war er
nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenom-
men,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter
wiederkommen.
Der Dichter las; der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.

Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will
ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth
allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Ge-
spenst sich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig
an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von
der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stun-
de schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der
Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weisse Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

— — —

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,

Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten
Versen scheut:
So kann uns dies zum großen Troste
dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen;
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyspiel wohlgezogener Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn.
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja, ich will dich meiden!
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und = = o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie schon den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz, welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an
Wer kömmt? Ist nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im
Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken,
Und ietzt an einen Armen denken?

Sie singt, und trägt das Essen singend
auf.
Sie ißt und schmählt auf böser Zeiten Lauf.
Allein, wer klopft schon wieder an der
Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt --
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht;
„Der Herr vergißt die Seinen nicht:
„Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig
schrein und flehen!"

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als
Erbarmen?
Nein! nein! Sie dient und hilft den
Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer
ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bei ihr nicht Zuflucht
hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung
bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und
bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu
tadeln finden.

Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weiß sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix? von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die Andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;

Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles
Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die
Leute sehen?

Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen:
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von Andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster
anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn Andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend
Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann
nicht seyn:
Denn betend steht sie auf, und singend
schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und Andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein;
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;

Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöhl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doktor hat gestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost,
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heißen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu,
O! so hole sie herbey;
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon!
Hab ich nur noch gestern Morgen

In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich = = doch ichs mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund;
Will ich dir bei meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst = = Hier starb der Hund.

— — —

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg.

Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man die Güte zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Proceß.

Ja, ja Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdenn das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder! recht' und streite nur,
Du siehst, man will dich übertäuben:
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rain,
Der sollte, meint ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit = =

Gevatter, ihr seyd nicht gescheut!
Versteht ihr mich? Ich wills euch lehren,
Das Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So sagte Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Queere:
„Ja, eh ich diesen Rain entbehre;
„So meid ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.

Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr
Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr
Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht
schimpfen;
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein, den will ich sehn, der mich darum
betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!

(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die
Sach entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf,
dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt er sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß seit zwanzig Jahren,
Von mir verlohren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht
verlieren.
Glimpf reutet fort. Herr! ruft ihm Kunz
noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.

Das halbe Dorf muß in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte!
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kommt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen!
„Doch = =
Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?

Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen.
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabei gelitten;
Allein was thuts, das Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.

Ich, sprach er, kenn Ihr christlich Herze:
Sie sorgen gern für Andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An Ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf Ihre Gütigkeit.

— — —

Dies ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beifall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beifall nicht erpressen,
Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Billigkeit:
Doch daß wir diese nicht vergessen,
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremse. +

Ein Gaul, der Schmuck von weißen
Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt.
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem heißen Schaume,
Der heficht am Gebisse floß.
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte; die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul.

Das Pferd erschrack, und blieb für Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul...

— — —

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dies stürzet oft den größten Mann.
Wer dir als Freund nicht dienen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land,
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,

Ihm, würd' er nur, so weit er könnte,
gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beizustehn.
Es war das deutliche Gesetze,
Das jemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die Meisten sich vor dieser
Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequem-
lichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Neigung fand;
Doch Alle waren eins, daß man gehorchen
müßte.

Man machte sich die Karten bald be-
kannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte,
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch Andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an,

Und glaubten, wenn man nur stets reise-
fertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr Viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten; aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sey nun genug
geschehn.
Noch Andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein! sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen
würden,
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nicht auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt
gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

Wie elend, hör' ich manchen klagen,
Ist nicht dies Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dies sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund, was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sey Richter:
Ob dieses Bild unglaublich heißen kann?

Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß,
Und, Andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;

Philemon konnte doch dem Neide nicht
entgehen,
So willig er auch war, den Neidern bey-
zustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nach-
barn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher
als sie;
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den
Schimpf zu rächen.
Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück
mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.

Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, daß einst, nach mei-
nem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nach-
barn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.

So mancher Freund verwünscht dies
Testament!
„Wie? könnt' ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles diesen
Beiden?

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man noch nicht zu
processiren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Ver-
mögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der
Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen.

Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz
versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte
zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zu-
rücke gehn.
Arm hat er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bei halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Sei-
nen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theu-
rung ab,
Und war mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren:

Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und abgefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg: ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth; den Reichthum zu besitzen:
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;

Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht Einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.

Er sprach: Zwey Bänder geb ich dir,
Auch soll kein Warten mich verdrießen;
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer stehn.

Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschließen.
O! wäre nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht; doch da sie gehen will.
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein, sie kann sich nicht entschließen.

Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süße muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kommt noch einmal wieder.
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
Sie küßt und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb schlafend an,
Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt es steht nicht fein,
Ein Schäfer, und stets schläfrig seyn.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um Einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherinn.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben:
Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, blos, weil ich haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach;
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht!
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen steigt,

Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln sträubet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.

Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laßt
sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt' es anders seyn? Gleich auf
den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geräusch bewegt das
ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam
will sie stärken.
Man reibt ihr Schläf' und Puls; kein
Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hält
ihrs vors Gesicht;
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann: er kömmt, und
schreyt: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine
liebe Frau,

Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch; Gott weiß, er
war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, willst du dich
noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des hef-
tigsten Geruchs!

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht und Sitten-
spruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,

War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit
Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt:
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen
Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu
offenbaren,
Was über ihn verhänget war.

Sie spricht: Du wirst ein großes Glück
genieſſen;
Doch wirds dein Unglück seyn, sobald
du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein
Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten
dich besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem
Glück empfangen!
So traut der Mensch, und traut zugleich
auch nicht.

Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht,
weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er
sie noch gefraget.
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Un-
glück spricht?
O nein, denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Un-
glück abzuwehren.

Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will
sein Schicksal hören.

Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter
künftig führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz,
in Hoffnung fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines
Reiches Größen;
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer
das Schwerdt entblößen.

Allein so froh er war, so war ers
nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen
wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron
besteigen sollte:
Die Ungewißheit wars, die ihn noch
derschlug.

Und, sprach er, wenn ich auch nun bald
den Thron bestiegen,
Wie lange währt alsdenn mein königlich
Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal
zu nahn.

O Ohor! versetzt Apoll, euch Sterb-
lichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft
eurem Blicke.
So wisse denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron
gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben!

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg aus einem niedern Stande,
Zur höchsten Würd' im Vaterlande,
Durch seine Tapferkeit empor.

Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bei immer größerm Glücke,
Der Liebling seiner Königin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgner Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie giebt ihm heimlich Gift; Er stirbt vor ihren Füssen.

Sagt, Menschen! ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karen;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein,
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz be-
siegen;
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Er wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

— — —

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.

Bei Gütern, die wir stets geniessen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt
und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen gienge?
Das Alter sang in diesem Ton;
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein
Beispiel an.
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein
Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge!

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,

Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth.
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier, schreyt sie, lieber Tod!
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget;
O! Weiber! überwindet euch:
Lest dies Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.

Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig, lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör' ich alle schreyn.
Recht gut! es soll bewiesen seyn.

— — —

Ein liebes Weib ward krank; wovon?
von vieler Galle?
Die alte Spötterei! Kein Kluger glaubt
sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär'.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann
wend't alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver ein-
zuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen
bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst ge-
bräuchlich war;
Und doch vermehrt sich die Gefahr.

Er ächzt, er weint und schreyt, er will
mit ihr verderben.
Ach Engel! spricht die Frau, stell deine
Klagen ein;
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu
freyn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich quälen,
Wenn mich ein zweites Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib ver-
gnügt.

Wer kann den Kummer wohl be-
schreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm
die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten
Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine
Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.

Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab
zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes
Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren
Sarg hinan.
Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid aus-
zusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt
ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit!
Es wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste

Sie Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgeblåht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu.
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:

So reißt die Magd, mit Borsten in den
Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

— — —

Die Kunst sey noch so groß, die dein
Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der
Welt nichts nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß
denn keinen Dank?
Nein, den er hilft nichts mehr, als Andrer Müßiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun, Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit als ich dich kenne:
So seh' ich dich auch müßig gehn.

Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du Andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
Nicht so, wie du bei einem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammlen Saft, der Hönig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bei warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in
Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen:
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

— — —

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne seyn:
So trift die Fabel völlig ein.

Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf.
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.

Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheits-
freunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heißt euch, uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hoch zu achten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laßt das arme Weib dabei.

Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zu denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es sey auch tausendmahl ein Schein!
Sollt' aller Irrthum ganz verschwinden:
So wär' es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bei ungestümen Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.

Umsonst! Zevs läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute seyn.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet;
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen;
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zevs sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
Was helfen dir die süßen Triebe
Bei einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.

Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; o! lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuß auf Sie.
Ein Jahr! und noch kein größer Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum, rief er, beim ersten Blicke,
Nicht gleich: Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Denn ihr bei eurer Liebe fühlt:

So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

— — —

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben
sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin sah Sylvien, das heißt, sie nahm
ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wie-
der zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jes-
min nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die
hellsten Flammen
In Einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für
sein baares Geld
Wird auch der Brief getreu bestellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,

Ergreift das Briefpapier, und schreibet
noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Quaal,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein;
Und schwört, weil Sylvia durch nichts
erweicht geworden,
Sich, bei Gelegenheit, aus Liebe zu
ermorden.

Getrost, Jesmin, versiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief;
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und
Tag verfließen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;

Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte
das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stahl
und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten
Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn
lieb;
Und ihre Sprödigkeit ist ein verstelltes
Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu
lesen.
Wie könnte sie dem heißen Flehn,
Und, da sie ihn ohnlängst geputzt ge-
sehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch einen Rath, und dieser
Rath wird glücken;
Durch Verse kann man sehr entzücken:
In Versen, mein Jesmin, in Versen
schreib an Sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin!
so siegst du nie.

Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm
die Reime fließen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur
Welt gebahr!
Was konnte man auch anders schließen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig
war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied
gelesen;
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin
gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in
seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Inhalt
bald zu wissen,
Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch
nicht entschließen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt
und küsset ihn.

Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört,
ihm treu zu bleiben.
Allein was stand in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dies: Mein
Herr, Sie sind nicht klug!

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben,
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz
erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt
er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was thut er endlich? Er verreiste,
Und gieng (was kann wohl ärgers seyn?)

Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwei Jahre
dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau be-
kommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schließen
ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doktor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie
ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwar-
zen zu citiren,
Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
Ach! darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hanchen, meine
Frau,

Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen;
Und dies erfüll' ich auch genau.
Doch willst du mir dein Hanchen wieder
nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert
seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zwei-
mal ein:
Denn, sprach er bei sich selbst, so arg
du immer bist:
So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;

Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O! rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren
Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so
geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie
allein geweseu,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beistand an.

Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beßrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreit.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, saget.

O Glücke! rief Aret, soll eins von beiden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn;

So will ich mich von Schuldnern lieber
hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher
seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen
Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes
Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend,
schmecken.

— — —

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,

Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold,
erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst gethan:
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde
dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn
herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde
perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.

Ein Wort! so fliegt die Menge schöner
Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort voll-
streckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herr-
lichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt' ich dich
ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferde-
haar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein
Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers
Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde
lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmack-
haften Speisen,

Er hört nicht mehr der Sänger sanfte
Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glück-
lich seyn!

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dies Uebel sieht man alle Tage.
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden!
Allein es ist unendlich schwer;
Die Narren müßten weise werden,
Und seht! sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.

Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

— — —

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der Eine von den beiden Thieren,
Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlorne Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln;
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:

So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz andrem Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
Seht! ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bischen Witz mehr, als
ein gutes Herz!

Selinde.

Das schönste Kind zu unsern Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt' ich ja was fordern sollen,
So hätt' ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;

Die kleinste Miene muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieß ihm so viel Schmeicheleyen,
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin!
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt' er die Venus malen:
„Von dieser laß er sich bezahlen.“

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es seyn zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?

Der ganze Rath erstaunt vor diesem schö-
nen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief, sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt'
ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt' euch treuer mahlen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen;
Doch weil ihr von euch selbst nicht ein-
genommen seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Rich-
terplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem ge-
meinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

— — —

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,

Hab' ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (so waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find' ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuren harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

— — —

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,

Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit
suchen wollte.
Und mancher hätte sie wohl zeitiger ent-
deckt.
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief
versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so
verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft:
du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund! die alle
nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns
zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schön-
heit des Verstands,
Erwarb Monime sich den Beifall Griechen-
lands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre
Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er
zurücke.
Denn war Monime schön, so war ihr
Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und
Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter
Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie
mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von
Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb
doch tugendhaft?

Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ists, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken?
Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?

Prinz, fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein! diese macht mich kühn;

Sey tausendmal ein Prinz; umsonst ist
dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buh-
lerinnen,
Nur als Gemahl wirst du Monimens
Herz gewinnen.

So unbeweglich bleibt ihr tugendhafter
Sinn,
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der präch-
tigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte
sie bezwingen;
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst
die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück! Von niederm
Blut entstehn,
Und aus dem Staube sich bis zu dem
Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirst du ihr
Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg
zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an be-
siegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land
wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht
bekommen,
Eh dies der Prinz erlaubt, befiehlt er
ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat
gebot.

So, ruft sie, raubt mir auch die Ho-
heit noch das Leben?
Die für entrißne Ruh mir einen Thron
gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich
gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum
Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz
sich umzubringen,

Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals
zu schlingen:
Allein das schwache Band erfüllt ihr
Wünschen nicht,
Es reißt, und weigert sich der so betrüb-
ten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck! den ich zu mei-
ner Pein getragen,
Sogar den schlimmsten Dienst willst du
mir noch versagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller
Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr
Leben auf.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.

Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der
Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner
ihn gelesen.

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister
schreiben;
Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart
schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch
thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen
Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzu-
ziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen,

Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füße hat!
Das muß die Chronik einst den Enkeln
noch erzählen:
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge
gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen
Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die
Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel
gehn.

Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit
Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem
schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen
Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen
schien:
So dacht' itzt doch kein Mensch mit einer
Sylb' an ihn.

— — —

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu: so nimmts den Pöbel
ein:
Er sieht und er erstaunt. Kein Kluger
darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an
ihre Pflicht.
Denn sie versteht die Kunst, die Narren
zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staats-
carosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler-Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine
Gnade bat,
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und
ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich
ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und
Unverstand,

Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.

Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden:
Allein zu eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand, als meine
Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch
es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer
gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!

Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.

Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dies Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

— — —

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist!
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehn,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch, den
Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
Du siehst bei Dingen, die geschehen,
Nie das vergangne Recht, und auch die
Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren
Schlüssen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder
Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.

Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dies grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

— — —

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:

So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt
zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du
inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiss': es hat der Greis, der jetzt
im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette;
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber
sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem
Bette,
So gern er sie verlassen hätte;
Denn laßt ein Weib schön, wie Cytheren,
seyn,

Wenn sie die Blattern hat: so nimmt
sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen.
Ihr Kissen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht
zu rathen;
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was
Andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,

Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glücke,
Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant!
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn sie bloß durch Blicke redten,
So möcht' es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.

Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut.
Wie konnt' es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach! spricht sie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris! wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie? rief die schöne Schäferin,
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbaren:
Ich schwör', es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunst, und um mein Glück gethan,

Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort!
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und jetzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch Eines bitt' ich dich, du mußt verschwiegen seyn.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja!
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?

Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kommt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen.
Du kennst den redlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dirs gestehn.
Er sagte mir — Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich Zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.

Die Schäferin erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?
O! zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren.
Und hat ihm itzt, in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damöt versprichts. Kaum ist Damöt allein:
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbaren.
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah;

Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meinung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach! Schäfer, ach! wie wird dirs gehn!
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz! Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,

Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein;

Denn die Natur heißt sie das Wasser
scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

— — —

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem
oft Vergnügen.
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt:
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Ge-
fahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen
Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen
lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst
entfernt.

— — —

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber
kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt? Wie? Vergißt ihr Blut
den Lauf?
Geschwind! löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dies erzwingen?

Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu
bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in
Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger
Aesculap
Erscheint zugleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mit-
tel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn ge-
fragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Re-
ceptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bei Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doktor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren,
Was ists? was fehlt der schönen Frau!
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Cur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach! ungestümmer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen!
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!

Der Todt, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn;

Wer pocht? Es wird der Doktor seyn!
Doch nein, der Schneider kömmt, und
bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzu-
schlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt
zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd ich bald er-
blassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds
wohl wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre,
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff; dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel! spricht der Mann, bei sanf-
tem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem
Schmuck erblicken!
O fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster,
nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie ver-
läßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr
gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Caffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid
gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, daß kein Arzt gekannt!

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen
wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weiß
ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch
betrügen.
Sucht ihr ein Weib blos zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am
Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch, strebt ihr durch die Frau nach
einem hohen Range;
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,

Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
So wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —

O! fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

Die beiden Mädchen.

Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hieng,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
So ward sie doch bei alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frei und reizend in der Miene,

Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch dadurch nichts entwandt;
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie pralte nicht mit theuren Kostbarkeiten;
Ein artig Band, ein frischer Straus,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn,
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzücken stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste pralt mit weit gesuchten Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur:
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,

Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht!
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht.

Der Maler wird beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht
gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Gellerts Fabeln
und
Erzählungen.
Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die Andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beyde stimmen herzhaft an.
Nun hieß es: Sprich, wer von uns beyden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weiß ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.

So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene, singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

— — —

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der Eine kann so gut, wie Jener, denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.

Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein
wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns
haben;
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zu-
gegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In einer Stadt, mich deucht, sie lag
in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth ent-
brannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm
erobert worden,

Die Bürger in der Raserey
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muß das für ein Lärmen seyn,
Ich zittre schon, wenn zwei nur schreyn.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben,
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht Eine? Nein.
Nun, das ist viel: da muß, bei meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,
Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und Einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht. —
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht;

Ein harter General wird nicht so lieb-
reich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hats gesagt. Ein alter Ge-
neral
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal,
Sie seyn es, oder nicht, kann meine
Schöne nennen.

Ihr Schönen! sprach der General
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben;
Und die Ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu
beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war dennoch ein
Tyrann.
Was halfs, das er, ihr Schönen! sagte,

Da er die Schönen doch so plagte?
Doch weit gefehlt, daß auch nur Eine
zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ih-
ren Schmuck.
Dem General war dies noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern
schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzu-
rücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern
abzudrücken,
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch' ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den
Mann umfieng!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die
Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann
ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund! Nach wenig
Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch
nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich: drauf starben in zehn
Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert
an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen,
der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem
Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem
Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trau=
riger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künf=
tig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrack und stutzte lange.
Ach Vater! hub er an, wenn ich so viel
empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?

Er? fiel der Vater ihm ins Wort:
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brode saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fieng verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken.
Dacht ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreimal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;

Allein, du Narr, mußt in der Scheune
stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine
Mieke sehn.
Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein
Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in
Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hans noch so sprach, kam seine
Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;

Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn
sprechen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht her-
zen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf
erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins
Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schilt öfters auf
ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem
Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu
küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz
davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem
Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie; so ward der Alte schon

Durch schnellen Tod der Welt und seinem
Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und
freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank als Schulz
im Dorfe nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter
Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen
Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt;
So wußt auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner
Ehrenstelle!

Er aß sein Fleisch, und that den Gästen
oft Bescheid,
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hans verdrießlich auf
die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreyt,
Und oft gewünscht: „Wenn ich doch
Schulze wäre!
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alle dem doch ein geplagter
Mann,
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Sol-
daten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiß ich mir bei den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,

Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe:
Und straf ich nicht, so lachen sie mich aus,
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es niemand thut, so hunzt die Frau mich aus.

O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb als Drescher auf dem Lande.

— — —

Wer weiß, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,

Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand
gewinnt!
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich
sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab ich gesehen;
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bei gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten: aber bloß mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So ließen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie den kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in diesem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn? — wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;

Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid?
War es nicht?
Nein. Dieser sang: Verwahrt das
Feuer und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: Bewahrt das Feuer und
das Licht!
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beid' im Singen zänkisch
banden,
Aus dem verwahrt und dem bewahrt
War Spott, Verachtung, Haß, und
Rach, und Wuth entstanden.

— — —

Die Wächter, hör' ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.

Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen
Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweiten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug
im Acker ziehn,
Und wieherte vor Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an die Schen-
kel schön zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn
geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich
ruhig pflügen:

Denn

Denn baute nicht mein Fleiß das Feld;
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

— — —

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.
Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten;
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,

Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber
nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig
nennen,
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt
mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht dies kleine Glücke
gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt nie-
mand Acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ewgem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beifall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein, und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt bloß daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge

Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dies Gebäud entstanden?
Ist ausser ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz hönisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:

Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchem wir uns beid' erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Mei-
nung seyn?

— — —

Der Fliege können wir ein solch System
vergeben;
Allein, daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beschloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er die Messe noch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß:)
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,

Sein zitternd Haupt, das nur halb seine
war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig
graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
Ach! sprach er, ach, erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu
stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr
beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen
Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was
sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum
Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Brandwein
trinken

Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im
Alter nicht.—
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein
Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.—
O Gott! du weißts! Mehr sprach er
nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum er=
wehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben
Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen
sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben.
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so
viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier
zu laben!

Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daß ihrs verdient: trinkt etwas
Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich gieng am
andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich
schien,
Und that im Gehn schon manche Frag'
an ihn.
Allein, indem ich nach ihm fragte,
War er seit einer Stunde todt.
Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern
redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf einem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis
gesehen hätte,
Mit dem er so unchristlich redte,
Und der vielleicht ihn itzt bei Gott ver-
klagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk
versagt!

So sprach mein Freund, und bat, die
Müh auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhalz zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner
Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt
sich ewig nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd
blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig
Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die stell itzt deinem Geiste dar,
Und fühl es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,

Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaß
befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz
verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer
Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freu-
den an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weißen Arm, und streift
ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung ein-
genommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm
noch vielmal auf.

Callistens Freundinn sieht ihn zagen,
Und sagts ihr, (heimlich sagt sies ihr,)

O! spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg er zweimal fehl! so werd ich doch nichts sagen,
Ich weiß, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug, und rief: O unglückselger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen!
Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was Edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken;
Und blieb zween Tage lang bei allem Schmerz gesetzt:
Doch dies war nur geringes Leiden.
Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden.

Weil sonsten keine Rettung war.
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm
schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel
Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, sein Schrecken
sagt dirs schon!
Er sieht den Brand, und spricht mit
bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey
Tage leben!

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu
helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz
gelassen.

So, sprach sie, sterb ich denn? Wohlan!
Er ist nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblassen:
Gott hats verhängt; Gott ehr' ich durch
Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit
zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn!
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie den
Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen
schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.

Er legte bald sein Misvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf izt bei des Einen
Zügen,
Und billigte darauf des Andern Schlag.

Der Eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte,
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der
erzürnte Knabe,
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem
Nicken: Ja.

— — —

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:

So frage sie um Rath. Sind sie mit
ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schließen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hanns einst mit auf Reisen
nahm,
Und der, Trotz seinem Herrn, mit einer
guten Gabe,
Recht dreist zu Lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen
fand,
Log auf die unverschämste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund
gerannt.

Ja,

Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben oder nicht:
So sag ichs euch, und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag
gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frank-
reich fährt,
Der — ja ich bin nicht ehrenswerth,
Wenn er nicht größer war, als euer
größtes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich
Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunder-
dinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir Manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu
richtig seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,

An dem stößt man, wenn man denselben
Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, so bald er dies
vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel
gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst
ein halbes Jahr;
Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt'
es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von
dem ich redte,

War groß, und wenn ich ihn auch was
vergrößert hätte:
So war er doch viel größer als ein Kalb.

Die Brücke kömmt, Fritz! Fritz! wie
wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält
ihn geschwind.
Ach, Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund
gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle
Hunde sind.

— — —

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich
erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und such
ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die
Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bei Hofe war;
Bei Hofe? Was? bei Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bei Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bei Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts! Der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der Andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate treflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst
genommen,
Schlief einst bei Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann
wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein.
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja, noch Nein.

Gnug der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, daß man wohl
merken muß;
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm
zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund
zu küssen?
Blaß, sprach die Königin, blaß ist er,
das ist wahr;

Doch sagt der Mann mit seinem blassen
Munde
Mehr schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterin,
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft be-
schämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in ver-
gangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit
langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind gebohren.

Die stolze Frau! ich richte nicht;
Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe!
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich;
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden,
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an, sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.

Wie sollten dies sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie —! Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde!
Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
Ein Kind mit hårichtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!

Allein Lucinde wills verhehlen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.

Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen,
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden ists noch viel zu schön gebohren.
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.

Die alten Mütter kreuzten sich,
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu
bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem
Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

So bald als dies der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physicus nach dieser
Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren größer waren,
Als sie bei andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mit
gefahren!

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen
kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt,
Und, wenn sies dreimal sagt, von neuem
dreimal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht
erzählen!
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt.
Ein giftig Weib — Doch nein, ich mag
nicht schmählen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie
Andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.

Sie hob den Hals empor, und lachte dreimal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, um mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.“
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen:
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

— — —

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,

Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, indem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben!

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um Andre klug zu machen,
Das Amt der Albernen gewählt;
(Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit Andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an seinem Wanderstab

Den Berg ganz sacht und ganz betrübt
hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan
so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach
Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir
denn der Scherz;
Allein, wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt,
und faß ein Herz.

— — —

Willst du dich in dem Glück nicht aus-
gelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück
ans Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn war er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Itzt waren sie nun beide frei,
Und dankten ihrem Advokaten
Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren
thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten:
Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er
sie befreit,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause
kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen
Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dies kam den Herrn gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knebelten den lieben Wirth im Bette,
Und

Und stahlen das, das sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts
weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wucherer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch
Gottes Segen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den
Tag zu legen',
Und auch vielleicht aus heiligem Ver-
traun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme
baun.

Indem er nun den Bau zu Stande
brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich
überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und
Arme machte:
Gieng ein verschmitzter Freund vorbei.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern
sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrei,
Obs groß genug für Arme sey?
Warum nicht? sprach der Freund, hier
können viel Personen
Recht sehr bequem beisammen seyn;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die Ihr habt arm gemacht: so ist es viel
zu klein.

Der
Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heißt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drei gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen:
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in großer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden
wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler
schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst
er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht
zu verschließen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
Der Reiche gieng des Armen Bitte ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu ver-
giessen;

Er ließ ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweimal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten
Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein
reicher Mann,)
Bei jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschließen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Hand-
schrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzu-
schießen,
Und dies Procent zog er gleich ab.

Indeß daß noch der Reiche zählte:
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.

Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb,
„Ich werde geh'n und Sie verklagen;
„Ampnt dort hats gehört — Und eilends gieng der Mann.

Ampnt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten.

Dies würde mir ein ewger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt
die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht
eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es
mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese
Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerei sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil noch begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf Einmal wird man nie der größte
Bösewicht;
Allein der Grund dazu kann man auf
inmal legen.

Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht,
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn,
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als Eine Tugend,
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und ausser dir zu richten;

So prange hier und da mit guter Eigenschaft;
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur Eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bei hundert guten Thaten,
Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.

Sie wird bei widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite
stehn,
Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Gei-
stern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen
Umgang freun.
O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Bei-
spiel lehren,
Wie alle Laster sich von Einem Laster
nähren.

— — —

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich
vermählt,

Und hieng an seines Bruders Seite,
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch laß die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt am Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib, dies, Fürst, ist ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig,
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,

Von dem mit uns die Könige auf Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben,
Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein;

Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begiengst vielleicht, wie er, das
größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstin Tochter tanzt an einem
Freudenfeste,
Der Hof bewundert sie. Herodes wird
entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt
deinem Glücke,
„Und bitte, was du willst! für meine
Lieb und dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu kö-
niglich.“

Die Tochter eilt mit frohen Schritten,
Zu der Herodias, und fragt: was soll
ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.“

O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz, und für verbahlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?

Gebeut, sprach seine Brust; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In Einem Laster alle siegen!

Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?

Ihr

Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freiheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frei zu seyn, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht:
Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht: flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frei, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden:
Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Milzsucht raubt;

Sonst würd er nicht so abergläubisch
werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was Viele glauben, glaubet nicht!
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu
prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der
Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthsel, die wir aufzuschließen,
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, daß die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was
kann sie anders wollen,
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle.

Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
Was seht ihr da? den Himmel und die
Hölle?
O nein! ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein
Gesetze:
Mehr glaubt und braucht ein Kluger
nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freigeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und
Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des
Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie
gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert,

Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören.
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmal, du Christlich Thier, gesagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So stark sind eines Freigeists Lehren!

Das Vermächtniß.

Dront, der [in] der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,

Das Glück, von einem Freund sich treu
geliebt zu wissen;
Oront, der sich dies Glück, so arm er
war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus
verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irrdi-
schen entziehn,
Und, frei im Geist, den Tod abwarten
wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst
rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.
Ach! sprach Oront, nach zärtlichem Um-
fassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund! dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich
zu erziehn,

Und meine Frau, sie zu ernähren:
Denn du verdienst, daß sie dir angehö-
ren.

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn!
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun.

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Segen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem
Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bei der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand:

Sie sollen dieses Amt vor allen Andern
kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was
der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum
Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die Andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre;
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis an die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes
Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein sprach der
wackre Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie
auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach
der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bei frühem
Tage;
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mäd-
chen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweimal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr
geschlafen hätten,
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein
Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte
liebt;)
Die wunden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die
Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn;
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär'?
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,

Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

— — —

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.

Inhalt

des ersten Bändchens.

Erstes Buch.

Seite

Die Nachtigall und die Lerche.	7
Der Zeisig.	10
Der Tanzbär.	12
Die Geschichte von dem Hute.	14
Der Greis.	18
Das Füllen.	19
Chloris.	21
Der Kranke.	25
Der Fuchs und die Elster.	28
Das Land der Hinkenden.	31
Inkle und Yariko.	33
Der Kukuk.	42
Das Gespenst.	43
Der Selbstmord.	46
Die Betschwester.	47
Der Blinde und der Lahme.	53
Der Hund.	54
Der Proceß.	58
Der Bettler.	63
Das Pferd und die Bremse.	65
Die Reise.	66
Das Testament.	69
Damötas und Phyllis.	73

Seite
Die Widersprecherinn. 77
Das Heupferd, oder der Grashüpfer. 81
Semnon und das Orakel. 82
Das Kartenhaus. 87
Die zärtliche Frau. 89
Der zärtliche Mann. 91
Die Spinne. 94
Die Biene und die Henne. 96
Der süße Traum. 99
Der Reisende. 102
Der erhörte Liebhaber. 104
Der glücklich gewordene Ehemann. 110
Der gütige Besuch. 112
Der Arme und der Reiche. 113
Damokles. 115
Die beiden Hunde. 118
Selinde. 121
Der Schatz. 125
Monime. 128
Der unsterbliche Autor. 132
Der grüne Esel. 134
Der baronisirte Bürger. 137
Der arme Schiffer. 139
Das Schicksal. 143
Lisette. 146
Die Verschwiegenheit. 150
Die junge Ente. 154
Die kranke Frau. 157
Der gute Rath. 164

Seite
Die beiden Mädchen. 166
Der Maler. 168

Zweites Buch.

Die beiden Schwalben. 173
Das Unglück der Weiber. 175
Der sterbende Vater. 181
Der junge Drescher. 182
Die glückliche Ehe. 188
Die beiden Wächter. 190
Das Kutschpferd. 192
Die Fliege. 194
Der arme Greis. 198
Calliste. 202
Der Affe. 206
Der Bauer und sein Sohn. 208
Der glückliche Dichter. 212
Die Mißgeburt. 214
Die Ente. 219
Till. 221
Cleant. 223
Der Wucherer. 225
Der Tod der Fliege und der Mücke. 227
Amynt. 228
Herodes und Herodias. 232
Der Freigeist. 240
Das Vermächtniß. 244
Die Gutthat. 246
Der Candidat. 247
Die schlauen Mädchen. 249

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Fabeln und Erzählungen

Bd.: 1

Köln 1801

P.o.germ. 1201 d-14/15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117624-7